

Barbara Drinck



Vatertheorien Geschichte und Perspektive

Verlag Barbara Drinck



Barbara Drinck
Vatertheorien

Barbara Drinck

Vatertheorien

Geschichte und Perspektive

Verlag Barbara Budrich, Opladen 2005

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für die Publikation ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich.

Alle Rechte vorbehalten.
© 2005 Verlag Barbara Budrich, Opladen
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-938094-22-8 // eISBN 978-3-8474-1268-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Lektorat: Sigrid Weber, Freiburg
Umschlaggestaltung: disegno, Wuppertal
Druck: DruckPartner Rübelmann, Hemsbach
Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	5
I. Zum Problem der gegenwärtigen Vaterforschung	7
1. Die kritische Suche nach dem Vater	7
2. Zur Geschichte des Vaterbildes	9
3. Historische Vatertheorien	20
4. Methode einer innovativen Vaterforschung: Diskursanalyse	26
II. Die Entwicklung des traditionellen Vaterbildes	37
1. Handbücher als Untersuchungsgegenstand	37
2. Der Vater, ein seltenes Thema	38
3. Die Genese des „Hausvaters“	43
4. Die neue Vatermacht	46
5. Der Wunsch nach väterlicher Tradition	49
6. Vater – Erzieher – Lehrer?	49
7. Vaterliebe – eine epochale Besonderheit?	51
8. Der „väterliche“ Charakter	53
9. „Väterliche“ Erziehungsaufgaben	55
10. „Eltern“ als ein anderes Geschlecht	57
11. Der Vater in der Familie	59
12. Der Vater und seine Fehler	69
13. „Vaterhaus“ und „mütterliche Heimat“	71
III. Vatertheorien in pädagogischen Klassikern	75
1. Wenn Väter fehlen: Die Substituierung des Vaters durch den Erzieher (Jean-Jacques Rousseau)	75
2. Wenn Väter versagen: Der Machtverlust des Vaters (Johann Heinrich Pestalozzi)	81
3. Die Entdeckung des „guten“ Vaters (Die Philanthropen)	93

4.	Ein erstes Konzept für Vätergruppen (Friedrich Wilhelm August Fröbel)	104
5.	„Die Autorität ist am natürlichsten beim Vater“ (Johann Friedrich Herbart)	107
6.	Keine Sonderstellung für den Vater (Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher)	111
7.	Die Macht des Hausvaters als Kulturfortschritt (Wilhelm Heinrich Riehl)	114
IV.	Die Revolte gegen den Vater: Freud, Engels, die Frankfurter Schule und die Folgen	121
1.	Die 68er	121
2.	Die marxistische Kritik am Patriarchen (Friedrich Engels)	122
3.	Unser Schicksal ist der „Urvater“ (Sigmund Freud)	128
4.	Die „Vater-Imago“ ist der Weg (Carl Gustav Jung)	134
5.	Die Verbannung der Autorität aus der Familie (Max Horkheimer und Theodor W. Adorno)	138
6.	Gesellschaftsimmanente Herrschaftsverhältnisse – auch ohne väterliche Autorität (Herbert Marcuse)	146
7.	Die „vaterlose Gesellschaft“ (Alexander und Margarete Mitscherlich)	149
V.	Vaterkonzepte im Zusammenhang gegenwärtiger Geschlechtertheorien	163
1.	Die Grundlagen der Geschlechtertheorien	163
2.	Wurzeln heutiger Geschlechterforschung: antike, mittelalterliche und moderne Zeugungstheorien	176
3.	Die poststrukturalistische Geschlechterdebatte: Kritik am kategorialen Denken	186
4.	Auf der Suche nach der Substanz des männlichen Subjekts	191
5.	Vaterschaft in der Krise? Kritische Skizzen aus feministischer Perspektive	193

VI. Zeitgenössische Männerforschung: Klärt sich hier die Frage nach dem Vaterbild?	197
1. Antiautoritäre Theorie und das Manifest für den freien Mann	197
2. Antisexistische, kritische, mythopoetische, maskulistische Positionen in der Männerforschung	199
3. Zur Theorienrezeption in zeitgenössischen Texten	209
3.1 Das Kursbuch 2000	209
3.2 Typologien und Topologien des Vaters	213
3.3 Vergleiche: Vaterbilder, Vaterfunktionen und Konflikte	214
4. Streitbare Positionen: maskulistische gegen kritische Vaterforscher	219
5. Ein Geschlechterkampf? Männerforschung und feministische Theorie	220
Resümee	223
Literatur	231

Vorwort

„Offenkundig ist es unmöglich, zu den Ursprüngen der vorliegenden Abhandlungen zurückzugelangen oder die verschiedenen Momente auszumachen, die diesen Text ermöglicht haben“ (Butler 1991: 12).

Nach einer langjährigen Forschungsarbeit, in der das ursprüngliche Motiv in Vergessenheit geriet und statt dessen bald schon verschiedenste Vermutungen hie und da auftauchten, die sich in immer neue Begründungen formulierten, liegt nun ein Resultat vor. Es besteht in der Auseinandersetzung mit einer Bezeichnung, die für viele von uns zu den Selbstverständlichkeiten der Vaterschaft gehört. Es handelt sich um den *traditionellen* Vater.

Die Auseinandersetzung mit ihm führt uns in eine grundsätzliche Kritik an Konstruktionsstrategien, die zur Bezeichnung von Geschlechtern, ihrer *Funktionen* und ihrer inneren *Wahrheiten* in sozialwissenschaftlichen Disziplinen dienen. Es ist verwunderlich, wie oft bestimmte Leitvorstellungen vom Vater selbst in wissenschaftlichen Arbeiten übernommen werden, ohne hinreichend zu hinterfragen, wer sie äußert, wo und wann sie auftreten, mit welchen anderen Themenbereichen sie in Zusammenhang gebracht werden. So kommt es häufig vor, dass zwar vom *traditionellen* Vater die Rede ist, er sogar als ein charakteristischer Vaternotypus in empirischen Studien genannt wird, jedoch die meisten Autoren versäumen, die grundsätzlichen Fragen seines historischen Apriori zu diskutieren. Daher kann die provokative Frage berechtigt sein, seit wann es diesen *traditionellen* Vater überhaupt gibt und er als allgemeines Konzept der Vaterschaft angeführt wird.

In den letzten Jahrzehnten hat sich in psychologischen und pädagogischen Studien eine bestimmte Auffassung der Situation von Vätern durchgesetzt, die als *Demontage*theorie bezeichnet wird. In dieser Theorie wird vorausgesetzt, dass die heutigen Väter viel weniger als in unbestimmten früheren Zeiten ihre Erziehungsaufgaben wahrnehmen, zum einen, weil ihnen das väterliche Vorbild fehle und zum anderen, weil die Gesellschaft sie nach und nach aus all ihren väterlichen Funktionen verdränge und zwar aus den beschützenden, ernährenden und erzieherischen. Diese könne der Vater also heute nicht mehr wahrnehmen. Rasch ist dabei auch schon ein Schuldiger identifiziert, denn „im Rahmen von feministisch orientierten Arbeiten hat man .. den Eindruck, als werde das Verschwinden der Väter als eine Art Sieg verstanden, errungen durch die Frauen, nachdem diese Jahrhunderte ‚männlicher Herrschaft‘ über sich ergehen lassen mussten. Als biete die Flucht oder Vertreibung der Väter endlich die Gelegenheit, Rache zu nehmen und verspreche mehr Gleichheit unter den Geschlechtern“ (Le Camus 2001: 146).

Dieses Zitat ist für die heutige Argumentation recht typisch. Typisch ist auch, dass es kaum zu Protesten kommt. Sogar scheinen sowohl Väter als auch Mütter vom derzeitigen Vaterdiskurs so irritiert zu sein, dass sie kaum reagieren. Dieses Phänomen mag der Anlass gewesen sein, die Konstruktion von Vaterschaft zu untersuchen, aufzuspüren, wie es zu Verwechslungen der historischen Fakten mit Diskursinhalten kommt – zwei völlig unterschiedlichen Quellen mit völlig anderer Aussagequalität! Wie wird argumentiert, wenn Geschriebenes für realistisch und Theorien für Wahrheit gehalten werden?

Hier ist das Problem der Methode angesprochen, das die gegenwärtige Vaterforschung begleitet: Kann eine diskursiv hergestellte Theorie vom Vater mit dem realen Verhalten von Vätern in einen validen Zusammenhang gebracht werden? Um dies zu beantworten, erfolgt in der Arbeit eine gründliche Analyse der methodologischen Ansätze und die Kritik an historischen, sozialwissenschaftlichen und psychologischen Studien. Und noch eines fällt auf: Interessant wird es dann, wenn der *traditionelle* Vater plötzlich als das *wahre* Modell von Vaterschaft dem *neuen* Vater gegenübergestellt wird, dieser im Vergleich als unzureichend gilt. Gerade hier besteht die Aufgabe der Geschlechterforschung nicht nur darin, Vatertheorien historisch zu rekonstruieren, sondern auch den Vorgang zu dekonstruieren, wie hegemoniale Effekte die Konstruktion von Vaterschaft betreiben. Dazu wird geprüft, wie re- und dekonstruktive Ansätze der Diskursanalyse als alternative Konzepte zur sozialwissenschaftlichen Vaterforschung eingesetzt werden.

Das Buch ist so aufgebaut, dass methodologische, methodische und erkenntnistheoretische Fragen zur Geschlechterforschung den Analysen der Diskurse vorangestellt werden. Die im Diskurs behandelten Vatertheorien werden chronologisch und im Einzelnen vorgestellt. Es wird dabei ein umfangreicher Zeitraum von etwa 250 Jahren behandelt. Im letzten Teil der Arbeit werden die zeitgenössische Geschlechterforschung und ihre Theorien aus feministischen, kritischen und maskulistischen Perspektiven diskutiert.

Die Arbeit stellt eine gekürzte Fassung meiner Habilitationsschrift dar, die unter dem Titel „Der verlorene Vater. Analysen erziehungswissenschaftlich bedeutsamer Diskurse seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert“ 2002 von der Freien Universität Berlin angenommen wurde.

Dank gesagt werden soll allen, Birgit und meinen Eltern. Für wertvolle Hinweise bin ich Tobias Rülcker und Dieter Lenzen dankbar. Allen Studierenden, besonders Juliane Zetzsche, danke ich für die unzähligen Diskussionen, die sie mit mir über den „Vater“ geführt haben und die Anregungen, die ich in meinen Seminaren durch sie erhalten habe. Schließlich gilt mein Dank meinen Kindern Fabian und Laura, die mit Geduld und Freundlichkeit meine Angespanntheit während des Schreibens akzeptiert haben.

B.D., Berlin im Dezember 2004

I. Zum Problem der gegenwärtigen Vaterforschung

1. Die kritische Suche nach dem Vater

Zum Thema „Vater“ liegt uns zurzeit eine kaum noch überschaubare Anzahl von Studien vor. Das Auffällige ist, dass unabhängig von Methode und theoretischem Ansatz, die bei diesen Studien zum Einsatz kommen, immer implizit und meist ausdrücklich auf die „Geschichte des Vaters“ hingewiesen wird bzw. aus ihr Schlüsse für die Diskussion um väterliche Funktionen und Aufgaben gezogen werden. Dabei kann man beobachten, wie in regelmäßiger Abfolge eine ontologische Figur des „traditionellen“ bzw. „klassischen“ Vaters aufgebaut oder schon vorausgesetzt wird. Dieser „traditionelle“ Vater soll dann – je nach ideologischem Standort des Autors oder der Autorin – entweder als notwendige Autorität für die Kinder in der Erziehung in Erscheinung treten oder er wird abgelehnt und als Verkörperung des patriarchalen Prinzips angesehen.

Jedoch ist keine Studie bekannt, in der dieser „traditionelle“ Vater als reale Figur überhaupt in Frage gestellt bzw. als pure Fiktion gedeutet wird, die in einem Diskurs, etwa dem pädagogischen, entstanden sein könnte. Man kann sogar behaupten, dass sich eine – fast als obligatorisch zu bezeichnende – Erwähnung des „historischen“ Vaters in jeder Vaterstudie ungeprüft findet und darüber hinaus auch die *Geschichte* des Vaters stereotyp erzählt wird. Und gerade darin, dass so selten mitreflektiert wird, *was* mit der Geschichte überhaupt gemeint ist, liegt das Problem der meisten Vaterstudien: Sie gehen von *historischen Wahrheiten* über den Vater aus, die jedoch in einem diskursiven Raum entstanden sind und durch historiographische Quellen nicht abgesichert werden. D.h. wenn wir etwas über die Figur des „traditionellen“ Vaters erfahren wollen, müssen wir uns in einen *diskursiven Raum* begeben. Und genau das werden wir in dieser Arbeit tun.

Dabei muss gleich zu Beginn auf eines verwiesen werden: Die kritische Betrachtung des Geschlechterdiskurses bezieht sicherlich auch die eigene Forschung mit ein, denn es wird immer die Frage offen bleiben, wonach die Ergebnisse der Diskursanalyse zu beurteilen sind. Sind sie rekonstruktiv oder werden sie in der Analyse erst konstruiert? Andrea Bührmann schreibt zum Verhältnis von Konstruktion und Rekonstruktion von Diskursen:

„In dieser Perspektive existieren die Diskurse, verstanden als Gegenstand eines Diskurses über Diskurse, nicht vor ihrer diskursiven Hervorbringung.“ (Bührmann 1999: 57)

Damit besteht auch für diese Studie die Gefahr, hegemonial hergestellte Leitbilder vom Vater während der Analyse zu reifizieren. Die Entscheidung für dieses Verfahren ist dennoch richtig, weil mit der Diskursanalyse aufgezeigt werden kann, *wie* Vaterbilder konstruiert werden. So können diskursive Zuordnungen, etwa im Fall des aus dem Pater familias konstruierten *traditionellen* Vaters aufgedeckt werden, dem man eine Ontologie zuspricht, um gesellschaftliche Phänomene – in gewisser ideologisch intendierter Absicht – zu interpretieren.

Um nun den pädagogisch-soziologischen Diskurs von historischen Studien abzugrenzen, werden zu Beginn zunächst die Ergebnisse vorgestellt, die uns zur *Geschichte* der Vaterschaft vorliegen. Das Problem, das wir untersuchen und das durch die unkritische Übernahme von im Diskurs entstandenen Bildern in die „Realität“ erfolgt ist, liegt nicht hier – in den historiographisch fachkundigen Studien, sondern es liegt in den Vaterstudien, die aus geschichtstheoretisch unkundigen pädagogischen und psychologischen Arbeiten stammt. Hier vor allem werden historische Quellen und Diskurse schlecht auseinander halten.

Im Anschluss daran begeben wir uns auf eine diachronen Reise durch den Diskurs über den Vater in pädagogischen und psychologischen sowie in einigen soziologischen Texten – angefangen im 18. Jahrhundert und beenden sie in der heutigen Zeit mit den poststrukturalistischen Geschlechtertheorien. Diese Tour wird von einer Diskussion über die historiographischen und diskursanalytischen Methoden und den ihnen zugrunde liegenden Theorien eingeleitet.

Als Widerspruch zur Annahme einer Ontologie des Vaters stehen Studien, die in jüngerer Zeit innerhalb der Vaterforschung an Einfluss gewonnen haben und verschiedene Ausdifferenzierungs- und Verlagerungsprozesse von Vaterfunktionen im historischen Prozess beschrieben (vgl. Lenzen 1991). Hier werden Prozesse beobachtet, die eine neue Sicht auf den Vater intendieren: Es kann nicht mehr davon ausgegangen werden, dass Vaterbilder in der uns bekannten Geschichte der Familie konstant auftreten, sondern im Gegenteil muss eine Vielfalt von Vaterbildern angenommen werden, die im Laufe der Zeit durch ihre Wandlung auch väterliche Funktionen umverlagern. Diese Ausdifferenzierungstheorien zeigen auf, dass es heute in der Vaterforschung kaum möglich ist, die Frage nach dem *Wesen* des Vaters – nach einem „Was ist ein Vater?“ – zu beantworten (vgl. auch Julien 1992: 165f.).¹

Es ist zudem noch bemerkenswerter, dass gleichzeitig zu den beschriebenen Ausdifferenzierungsprozessen auch der soziale Niedergang des Vaters diskutiert wird (vgl. Lenzen 1991; Kursbuch 2000, Böhnisch 1999b). Hier warnen *Demontagetheoretiker* voller Sorge vor einer völligen *Funktionslosigkeit* des Vaters. Diese Furcht vor einer Marginalisierung des Vaters wirkt

1 Im gesamten Text werden alle Zitationen ohne Heraushebungen wiedergegeben.

sich wie ein bedrohliches Damoklesschwert auf die pädagogische Theorie von Vaterschaft bzw. von Elternschaft insgesamt aus. Hildegard Macha beschreibt dazu die seit den 1960er-Jahren zu beobachtende Zunahme von Klagen über den *Verlust* des Vaters, deren Beginn sie an den Werken Wilhelm Bitters, Martinus Langevelds und Alexander Mitscherlichs festmacht (Macha 1999: 11). Seit dieser Zeit ist in pädagogischen und sozialwissenschaftlichen Texten tatsächlich viel über den Verfall väterlicher Positionen und Aufgaben zu lesen.

Das gilt auch noch für den Ausgang des 20. Jahrhunderts. Besonders bei der Lektüre der seit Mitscherlichs Buch „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ (1963) am Diskurs beteiligten Texte stellt sich der Eindruck ein, dass ein ehemals mächtiger Vater nun in seiner Autorität demontiert werde. Das frühere Ideal des Vaters als Repräsentant in der Gesellschaft und in der Familie scheint nicht mehr zu bestehen. Der Vater werde sogar in eine untergeordnete Position gegenüber der Mutter gedrängt, heißt es. Betrachtet man also heutige Väter, müsste jeder in dieser Konsequenz zur Feststellung kommen, dass er das Ideal des Vaters nicht mehr erfüllt (vgl. Amendt 1999; Köpf/Provelegios 2000).

2. Zur Geschichte des Vaterbildes

Es ist neu, dass *Familie* als gemeinsamer Haushalt von Personen bezeichnet wird, die ehelich miteinander verbunden oder blutsverwandt sind (vgl. Hettlage 1998: 17ff.). Erst mit dem Aufkommen der Industrialisierung und ihrer veränderten Arbeitsorganisation wurde ein Elternpaar mit seinen Kindern zum verbreiteten auf nur zwei Generationen beschränkten Familientyp. Bei Otto Brunner und Sandro-Angelo Fusco findet man aber den Hinweis, dass dies keineswegs immer so gewesen ist (vgl. Fusco 1982: 11). Auch Lenzen (1991: 81f.) geht davon aus, dass die Familie in der Antike mehr eine Hausgemeinschaft als eine Kernfamilie war. Das zeige schon das griechische Wort „oikos“, das wirtschaftliche, politische und selbst religiöse Grundbestände des Familienhaushalts umfasste. Familie wurde dabei einerseits als Grundlage der Staats- und Gesellschaftsordnung gesehen, andererseits dem Staat untergeordnet. So ist das Beispiel Spartas bekannt, wonach die dortige Erziehung der Kinder ab etwa dem siebten Lebensjahr in einer staatlich organisierten Institution erfolgte, womit der Vater jedoch das Recht einbüßte, selber seine Kinder zu erziehen (Lenzen 1991: 81f.). Von Wilhelm Heinrich Riehl (1882: 150) stammt dafür die Bezeichnung das „*ganze Haus*“, die Brunner übernimmt. *Familie* umfasste

„die Gesamtheit der menschlichen Beziehungen und Tätigkeiten im Hause, das Verhältnis von Mann und Frau, Eltern und Kindern, Hausherrn und Gesinde (Sklaven)

und die Erfüllung der in Haus- und Landwirtschaft gestellten Aufgaben.“ (Brunner 1966: 26)

Brunner hebt damit das wirtschaftliche Moment des „ganzen Hauses“ hervor. Dennoch sind unsere Kenntnisse über die Antike beschränkt und Wassilios Makris weist mit Recht darauf hin, dass sich das heutige Vaterbild, das wir vom antiken Griechenland haben, auf Berichte weniger Zeitzeugen stützt.

„Es handelt sich dabei um die an Göttern, Helden, Königen und freien Bürgern ausgeführten ... Vaterbilder.“ (Makris 1999: 201f.)

Für die römische Kultur sind die Überlieferungen umfangreicher (vgl. Wlosok 1978). Man vermutet, dass dort die *Patris familias* eine wesentliche Rolle spielten, sie als „*Maiores*“ die Tradition von höchster Autorität verkörperten und Brauch und Sitte lebendig hielten. Der Vater diente also sowohl den Familienmitgliedern wie zugleich dem Staat als Vorbild. Die Römer nannten dieses väterliche Amt, in dem *Autorität*, *Verantwortung* und *Würde* zusammenkamen, „*Cura*“. In ihm war die Pflicht enthalten, die Tradition, den „*Mos maiorum*“, in Familie und Staat weiterzugeben. Ferdinand Oerter (1966) unterstreicht dies noch: Die römische „*Familia*“ habe alles umfasst, was ein freier Bürger besaß und was seinen Hausstand ausmachte: das Haus, das Feld, dazu alle Personen, die in seinem Haus lebten, also auch das Gesinde und die Sklaven.

Friedrich von Hellwald (1889: 532) deutet das Wort „*Familia*“ als die Bezeichnung des väterlichen Eigentums. Der „*Pater familias*“ hatte als Familienoberhaupt zwar die „*Patria potestas*“ inne (Wlosok 1978: 24), aber sie war nie ein ganz unbeschränktes Herrschaftsrecht, denn er musste seine Entscheidung mit einem Familienrat, dem „*Consilium*“, abstimmen. Fusco (1982: 13f.) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass das Recht des Vaters über Leben und Tod der Familienangehörigen zu bestimmen, nie so eindeutig gegeben war, wie oft behauptet wird (vgl. auch Lenzen 1991: 95).

Durch die Weitergabe von Familientraditionen und die in sie integrierte Verehrung der Ahnen ist die Familie zu einer festen sozialen Einheit innerhalb der Gesellschaft geworden, die Ruth Dirx als „kleinen Staat im Staate“ (Dirx 1964: 28) bezeichnet. Deshalb spielte die patriarchalisch organisierte Familie in der römischen Gesellschaft eine wichtige Rolle, sowohl für die Erziehung des Kindes wie für die Erhaltung des Staates. Da die Familie aber vor allem eine von wirtschaftlichen Faktoren bestimmte Lebens- und Geschlechtsgemeinschaft war, hatten bereits Kinder eine bedeutende wirtschaftliche Funktion (Oerter 1966: 1): Kinder dienten als Arbeitskraft und waren zugleich Altersversorgung (Dirx 1964: 25).

Im Mittelalter war die Familie sowohl eine sozial-wirtschaftliche als auch eine kultisch-religiöse Gemeinschaft, sie war zudem „die stärkste und einzige wirksame kollektive Bindung“ (Bosl 1987: 93f.). Gustav Radbruch (1966) benutzt dies als Erklärung, weshalb Staatspolitik über Jahrhunderte

hinweg mit dem Mittel der Familienbindung, d.h. durch Heirat, betrieben worden ist. Wegen der völlig unterschiedlichen Lebensbedingungen innerhalb der Stände und der fehlenden Rechtsordnung sowie einer „gesetzlosen Willkür“ kann kein scharfes Bild der mittelalterlichen Familie und der Position des Vaters bestimmt werden. Georges Duby geht sogar noch weiter: Die Fragen, die soziale Realität des Mittelalters betreffend, könnten gar nicht beantwortet werden, denn

„wir wissen von den Menschen, die vor fast einem Jahrtausend in jenem Gebiet lebten, so gut wie nichts. Wir kennen weder die Bilder ihrer Vorstellungswelt noch ihre Sprache, ihre Art, sich zu kleiden, oder ihr Körpergefühl – ja nicht einmal ihre Gesichter.“ (Duby 1985: 11f.)

Wer sich also mit der Ehe im 11. und 12. Jahrhundert beschäftigt, könne sich nur an ihrer gesellschaftlichen und institutionellen Oberfläche orientieren. Über Emotionen lasse sich nichts Konkretes sagen (Duby 1985: 12). Philippe Ariès (vgl. 1988: 508f.) hingegen nimmt trotz dieser historiographischen Probleme an, dass die damalige Familie keine Atmosphäre für eine tiefe gefühlsmäßige Verbundenheit zwischen Eltern und Kindern gewesen sein konnte.

Auch was die vormittelalterliche Position des Vaters betrifft, weist Duby auf eine wichtige Ergänzung hin: Auf Analogien Augustinus' basierend habe der Vater über die frühere Rechtsposition des *Pater familias* hinaus eine zusätzliche sakrale Würde erhalten, er war Stellvertreter Gottes vor seinen Kindern. Für die Kinder bedeutete dies eine Verschärfung ihrer subalternen Stellung, weil Ungehorsam gegenüber dem Vater dadurch die Qualität einer Sünde erhielt. Augustinus war es auch gewesen, der die Lehre von der Erbsünde in den Rang eines Dogmas erhob (Duby 1985: 34f.) und in einer besonderen Weise mit Kindern in Verbindung gebracht hat; denn soll die Auswirkung der Erbsünde beschränkt werden, könne dies nur durch eine konsequent von Anfang an gegen das *angeborene Böse* gerichtete Erziehung erfolgen. Laut Rudolf Lassahn (vgl. 1983: 34) führte diese Auffassung dazu, dass Kindern Unwissenheit als Bosheit ausgelegt und sie hart dafür bestraft wurden. Daher kann Ariès' bitterem Urteil, die mittelalterliche Welt sei absolut keine kinderfreundliche Gesellschaft gewesen, kaum widersprochen werden. Es habe selten eine bewusste Wahrnehmung kindlicher Bedürfnisse gegeben, so auch Lassahn (1983: 209). Kinder waren früh zur Arbeit verpflichtet worden, die in der Regel gemeinsam mit den Erwachsenen ausgeführt wurde. Allerdings vergesse man heute oft, so Ariès, dass die mittelalterliche Gesellschaft eine im Durchschnitt sehr junge war. Die Lebenserwartung lag bei vierzig Jahren und der Bevölkerungsanteil der noch nicht 15-Jährigen war größer als der darüber. Das führe bei Vergleichen historischer Quellen mit heutigen Verhältnissen zu Verfälschungen der sozialen Situation durch die fehlende demographische Deutung (Ariès 1984: 69ff.), da wir in einer *alternden* Gesellschaft leben, damals jedoch eine *jugendliche* Gesellschaft bestand.

Interessant ist, dass das Wort „Familie“ erst im 18. Jahrhundert im Deutschen gebräuchlich wurde, vorher dagegen andere Begriffe wie „Geschlecht“, „Sippe“, „Weib und Kind“² und „Haus“ häufiger Verwendung fanden (Schuler 1966: 30). Diese konnotative Begriffsentwicklung deutet auf wichtige Veränderungen der sozialen Realität hin, denn im Begriff „Familie“ werden vier unterschiedliche Dimensionen verhandelt: die Abstammungsfamilie (Geschlecht), die Verwandtschaftsfamilie (Sippe), die Zeugungsfamilie (Weib und Kind) und der Haushalt (Haus).

Im Codex Maximilianus Bavaricus Civilis von 1759 findet man ein Dokument für diese Veränderung:

„Die Familie ist eine Versammlung deren unter einem Gemeinschaftlichen Haus-Vatter beysammen lebenden Personen, bedeutet aber auch öfters ein Verwandtschaft, und begreift mithin nicht nur Eheleut, Kinder und Eltern, sondern auch Dienstboten, Anverwandte und Verschwägerte in sich ... Der Jenige, welcher der Familie vorsteht, wird der Haus-Vatter (Pater familias) oder wenn es eine Weibs-Person ist, die Haus-Mutter (Mater familias) genannt. Sowol eins als das andere, vorzüglich aber Jener, hat denen bey ihm lebenden Haus-Genossen (Domesticis) in Haus-Sachen zu gebieten, wohingegen diesen theils besondere, theils der Haus-Genossenschaft überhaupt anklebende gemeine Rechten und Pflichten zukommen.“ (Van Dülmen 1995: 13)

Richard van Dülmen (1995: 13), von dem dieser Text zitiert wird, hält ihn für besonders wichtig, da er auf das Verhältnis von Haus und Familie hinweist und deutlich Unterschiede zwischen der traditionellen und der modernen Familie erhellt. Dennoch sind diese Unterschiede in der sozialen Realität wahrscheinlich weniger markant gewesen, als der Text erscheinen lässt (a.a.O.). Die Differenz zu heutigen Möglichkeiten individueller Lebensweisen besteht sicher darin, dass in der traditionellen Familie erst das Haus den Menschen zu einem Mitglied seiner Gesellschaft werden ließ. Ohne familiäre Einbindung war ein Einzelner rechtlich und auch sozial schutzlos. Doch als Mitglied einer Hausgemeinschaft konnte er Schutz genießen.

Zusätzlich war für Männer – für Bauern, Handwerker, Städter, ja selbst für Adlige – Heirat eine unbedingte Voraussetzung dafür gewesen, in die Position eines Hausherrn aufzurücken und als vollwertiges Mitglied innerhalb der feudal-ständischen Gesellschaft zu gelten (Dülmen 1995: 14).

Der Hausherr hatte innerhalb des Hauses für Ordnung zu sorgen und wichtige Entscheidungen zu treffen. Er repräsentierte das Haus nach außen und war verantwortlich für die Erziehung der Kinder. Er musste den Mitgliedern seiner häuslichen Gemeinschaft Schutz gewähren und für ausreichende Nahrung sorgen. Im Gegenzug dazu waren alle, auch die Kinder, verpflichtet, nach seinen Anweisungen ihre Arbeit zu verrichten.

Jedoch wäre es nicht richtig von einem zeitgenössisch „typischen“ Hausherrn zu sprechen, denn der Haushalt eines Bauern unterschied sich vom

2 Aus der Sicht des Mannes.

Handwerkerhaus und dieses wiederum vom Kaufmannshaus. Zwar kannte auch das Kaufmannshaus keine Trennung von Arbeit und Wohnen, genauso wenig wie das eines Handwerkers, aber hier war der Hausherr häufig abwesend und brauchte deshalb einen Stellvertreter. Das führte dazu, dass Frauen dort zuerst Unabhängigkeit erlangten, denn die Hausfrau musste das Geschäft mitleiten und hatte damit eine selbstständigere Position inne als die Frauen im Haus des Handwerkes (vgl. Dülmen 1995: 15ff.).

Ganz anders sei es dagegen in den Heimarbeiterfamilien zugegangen, schreibt Mitterauer (1991: 21f.). Heimarbeiter waren besitzlose in der ländlichen Gewerbeindustrie tätige Lohnarbeiter. Sie arbeiteten in Familienverbänden, verfügten aber über keine eigenen Produktionsmittel. Folglich blieb die Familie auf die Kernfamilie reduziert, in der Eltern und Kinder nahezu unterschiedslos an der Produktion teilnehmen mussten. Wichtig ist hier eine Veränderung im Machtgefüge der Familie, denn die Mutter nahm damit eine dem Vater gleichrangige Rolle ein und so wurde folglich das Muster der patriarchalischen Familienform erstmals nachhaltig aufgebrochen.

Der Prozess der Verstaatlichung bzw. Bürokratisierung von Erziehungsaufgaben, die vorher die Familie innehatte, setzte ab dem 16. Jahrhundert ein, als außerhalb der Familie angesiedelte Institutionen begannen, soziale Aufgaben zu übernehmen. Im 18. Jahrhundert erreichte dieser Prozess durch die Verstärkung und beginnende Industrialisierung einen Höhepunkt mit der Ausbreitung des öffentlichen Schulwesens. Mit dem Schulbesuch und dem in vermögenden Kreisen üblichen Hausunterricht stiegen der Wissensstand und die Reflexionsfähigkeit vor allem der Söhne, so dass in aufgeklärten Kreisen traditionelles Elternverhalten zunehmend hinterfragt wurde und kritisch in die Diskussion geriet (vgl. Dülmen 1995: 101ff.).

Dazu kam, dass der Hausherr, vormals für bestimmte Gerichtsfunktionen innerhalb seines Hauses zuständig, mit dem Ausbau des frühmodernen Gerichtswesens und der Verrechtlichung zwischenmenschlicher Beziehungen eine deutliche Einschränkung seiner Rechte erfuhr. Zusätzlich fand zwar mit der Verbreitung von Krankenkassen, Witwen- und Waisenkassen im 18. Jahrhundert einerseits eine große Entlastung des Hauses statt, andererseits hatte dies eine Reduktion väterlicher Pflichten zur Folge.

Den größten Einfluss auf den Vater dürfte dennoch die fortschreitende Trennung von Haus und Betrieb ausgeübt haben. Dadurch entwickelte sich die auf Abschottung und Intimität gerichtete Familiengemeinschaft – in der neuen bürgerlichen Oberschicht unter weitaus besseren Bedingungen als in der proletarischen Unterschicht. Zwar bestanden bäuerliche und handwerkliche Haushalte noch längere Zeit im alten Stil weiter, aber durch die zunehmende Ausgliederung der Erziehung in die Schule wurde auch dem Bauern und dem Handwerker mehr und mehr seine väterliche Unterweisungsfunktion entzogen und die Sozialisationsfunktionen gingen sukzessive auf öffentliche Bildungseinrichtungen über. Bereits im einfachen Volksschulsys-

tem des 18. Jahrhunderts erhielten die Kinder ein Wissen, das in aller Regel über den Kenntnisstand ihres Vaters hinausging.

Als Folge des sozialen Wandels veränderte sich auch die Familiengröße. Einerseits hing dies mit dem medizinischen und hygienischen Fortschritt zusammen, so dass es im 19. Jahrhundert zu einem enormen Bevölkerungswachstum kam. Da aber Kinder besonders für die Städter große Kosten bedeuteten, ließ der Wunsch nach Kindern dort nach. Langfristig ist durch diese negative Neubewertung des Kinderreichtums das Familienleben grundlegend verändert worden (vgl. Mitterauer 1991: 69).

Dass der Vater viele seiner Funktionen auf öffentliche Einrichtungen übertrug, bedeutete nicht sofort einen Verlust seiner väterlichen Rechte, zumal damit für ihn auch neue Freiräume entstanden. Eine Rücknahme der patriarchalischen Stellung des Hausherrn stellte für ihn auch eine Entlastung dar. Gleichzeitig schuf der Rückgang der patriarchalischen Macht dann die Voraussetzung für die Gleichstellung seiner Frau. Dieser Emanzipationsprozess ließ sich, so Dülmen (vgl. 1995: 101ff.), seit dem späten 17. Jahrhundert im neu entstandenen Bürgertum beobachten. Mehr noch habe allerdings der frei gewordene Privatraum gewogen, denn jetzt erst konnte sich ein intimes Familienleben ausbilden, jedoch dann nur in den Bereichen der bürgerlichen Gesellschaft, wo die Voraussetzungen ausreichender ökonomischer Unabhängigkeit gegeben waren.

Während in der Erziehung des *ganzen Hauses* von den Söhnen in alter Tradition Nachahmung des Hausvaters erwartet wurde, änderte sich dies in der Aufklärung. Der damals neue Vaternotyp verkörperte für seine Kinder die Loslösung von der Tradition und die Hinwendung zu einer neuen aufgeklärten Zivilisation. Dies findet man bei Christian Gotthilf Salzmann illustrativ beschrieben, wenn der Vater seinen Sohn entgegen der *unvernünftigen Tradition* erzieht.³ Bis zum 20. Jahrhundert wurde der Vater jedoch dann mehr in seiner außerhäuslichen Berufstätigkeit geschätzt als in seiner Vaterrolle (vgl. Wild 1987: 244).

Wie sah es nun bei den Bauern aus? Reinhard Sieder (1987) beschreibt den bäuerlichen Betrieb als eine Einheit von Produktion, Konsumtion und Familienleben. Dort war die Arbeitsorganisation geschlechtsspezifisch geregelt. Laut Sieder waren die Familienformen komplexer, als sich dies mit der Bezeichnung „das ganze Haus“ beschreiben lasse, da zum Teil das Gesinde und ferne Verwandte sozial und rechtlich in die Familie integriert waren. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Familie auf ihren genealogischen Kern reduziert gesehen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen. Sie richtete sich nach den Kriterien der Hausnähe und der Kleinkindbetreuung. Allerdings wurden Säuglinge verhältnismäßig oft allein von ihren älteren Geschwistern beaufsichtigt, die diese –

3 Siehe Kapitel „Die Philanthropen“.

unerfahren und zu jung – nicht immer ausreichend vor den alltäglichen Gefahren schützen konnten. Darin liegt wahrscheinlich der Grund, weshalb eine hohe Arbeitsintensität der Eltern mit einer hohen Kindersterblichkeit korrelierte. Nach Sieder habe das Kinderleben damals insgesamt viele dunkle Seiten gehabt, denn Söhne und Töchter waren der Herrschaft ihrer Eltern ebenso unterworfen, wie Knechte und Mägde. Ein romantisches Vater-Sohn-Verhältnis, wie es oft für die Bauernfamilie angenommen wird – man vergleiche die Familienbilder Ludwig Richters, kann in der sozialgeschichtlichen Forschung nicht bestätigt werden (vgl. Sieder 1987: 45). Auch gab es einen großen Unterschied zu heutigen Verhältnissen: Die Vater-Kind-Beziehung scheint intensiver gewesen zu sein als die zwischen Mutter und Kind. Das lag vor allem an der kurzen Lebenserwartung der durch Arbeit und Schwangerschaften belasteten Frauen.

Ganz anders als bei den Bauern ging es bei den Heimarbeitern zu. In ihren Familien beobachtet Sieder eine allmähliche Transformation des auf die Wirtschaftsform des *ganzen Hauses* gegründeten alteuropäischen Patriarchalismus zu einer partnerschaftlichen Ehe (Sieder 1987: 73). Aber hier findet man auch den Beginn der monotonen und kräftezehrenden Kinderarbeit⁴, die erst im Fortgang des 19. Jahrhunderts von Pädagogen und später auch von Politikern bekämpft wurde. Heimindustrielle Arbeit erlangte dennoch besonders bei der Jugend große Bedeutung, denn diese konnten mit eigen erspartem Geld – unabhängig von der Zustimmung des Vaters – heiraten. Solche „Bettelhochzeiten“ ließen sich weder vom Vater noch von der Kirche verhindern. Diese neue selbstbestimmte Form der Partnerwahl zeichnete sich besonders durch die Befreiung von der Herkunftsfamilie aus und beschleunigte den Verfall der väterlichen Autorität (Sieder 1987: 86). Allerdings zeigte sich in diesen Ehen auch ein dramatischer Verlust der Lebensqualität: Auf engstem Raum wurde gemeinsam mit den Kindern gehaust und gearbeitet. Oft wohnten mehrere Familie zusammen in einer kleinen Wohnung.

In den Heimarbeiterfamilien waren die Väter durch ihre Arbeit nicht vom Wohnort getrennt. Die Theorie Brunners (1968), dass durch die Trennung von Haus und Arbeit der Verlust der väterlichen Autorität eingeleitet wurde, lässt zumindest an diesem Beispiel Zweifel an ihrer allgemeinen Gültigkeit aufkommen. Die Nähe des Vaters stellte an sich offensichtlich keinen Vorteil dar. Im Gegenteil nahm er seine Erziehungsaufgaben oft gar nicht wahr, besonders dann, wenn er seine Kinder mit in die Heimarbeit einbeziehen musste.

Eine Sonderform war die Handwerkerfamilie. Sie war, so Sieder, keine Sozialform des *ganzen Hauses*, weil die Zunft dem Sohn keinen Erbspruch auf den Betrieb erlaubte.

4 Weber-Kellermann (1989: 177f.) nennt verschiedene Tätigkeiten für die Puppenindustrie.

Söhne mussten auf Wanderschaft und zu anderen Meistern in die Lehre gehen.⁵ Stattdessen traten die Lehrlinge und Gesellen die Nachfolge des Vaters an.

„Weder den Söhnen noch den Töchtern kam im Handwerkerhaushalt ... eine vorrangige wirtschaftliche Bedeutung als Arbeitskraft zu, wie das im Bauernhaus oder in den Familien der Heimindustriellen der Fall war. Die Handwerkerfamilie erzog ihre Kinder nicht primär für die eigene Hauswirtschaft oder den eigenen Handwerksbetrieb, sondern für eine Laufbahn, die wesentlich außerhalb der Herkunftsfamilie stattfinden sollte“. (Sieder 1987: 118)

Wohnen und Arbeiten fanden auch hier selbstverständlich unter einem Dach statt, da die Familie bei der Werkstatt lebte. Daher betrafen Hausvaterpflichten die ganze Hausgemeinschaft, die ja die Lehrlinge und Gesellen mit einschloss. Der Hausherr war verantwortlich für das sittliche Klima in seinem Haus sowie für die religiöse Erziehung der Lehrlinge. Das hatte zur Folge, dass das Privatleben der Handwerkerfamilie mehr als das der Kaufleute oder Bauern unter Beobachtung der Zunft stand. Der Hausvater musste ihr gegenüber seine Integrität ständig unter Beweis stellen. Verstöße gegen den väterlichen Sittenkodex – etwa Ehebruch und Illegitimität in der Familie – untergruben das Prinzip des „guten“ Mannes so sehr, dass dies zum unvermeidlichen Ausschluss aus der Zunft führte. Daher hat sich gerade der Hausvater in den Handwerkerhaushalten um eine den Sitten gemäße Lebensführung der Mitglieder sorgen müssen. Ein unverheirateter Mann durfte eine Werkstatt gar nicht erst betreiben. Die Handwerkerzünfte verlangten vom Meister außerdem die Verehelichung mit einer *unbescholtenen* Frau. D.h., vor allem in den Handwerksfamilien wurde die Normative einer traditionellen Familie tradiert.

Manfred Görtemaker weist darauf hin, dass der technische Fortschritt infolge der rasch expandierenden Naturwissenschaften die Menschen des 19. Jahrhunderts in ein Zeitalter versetzte, in dem das wirtschaftliche Moment zum dynamischen Faktor gesellschaftlicher Strukturveränderungen wurde. Von dieser Zeit an wurde besonders das Leben der Städter von der industriellen Revolution bestimmt (Görtemaker 1996: 175ff.). Erich Egner fügt dem hinzu, dass der Wandel im Leben vor allem die inneren Verhältnisse der Familie betraf. War in der vorindustriellen Epoche das *Haus* als eigenständige Produktionsgemeinschaft durchaus verbreitet, d.h. Arbeits- und Wohnort waren weitgehend identisch (Egner 1966: 66) und damit die väterliche Macht vorherrschend, änderte sich das in den Arbeiterfamilien, die den größten Teil der Stadtbevölkerung ausmachten. Görtemaker stellt in diesem Zusammenhang fest, dass am Ende des 19. Jahrhunderts die überlieferte Form des *Hau-*

5 Doch die Übernahme des väterlichen Betriebs war dann gestattet, wenn dort mit kostspieliger Technologie produziert wurde. Dennoch war das Vater-Sohn-Verhältnis im Handwerk nicht die Regel, erst mit der Industrialisierung (hoher Vermögenswert der Produktionsmittel und Hausbesitz) konnte es sich (und die Gewerbefreiheit im 19. Jahrhundert) durchsetzen.

ses in der großstädtischen Industriebevölkerung nicht mehr vorhanden war (Görtemaker 1996: 179f.).

Mit der Industrialisierung führten die wirtschaftliche und die technische Expansion nicht nur zu einer Trennung der Arbeits- und Lebenswelt, sondern auch zu einer Differenzierung des öffentlichen und privaten Lebens (Peikert 1982: 131f.). Die Industrialisierung brachte für sehr viele eine Verlagerung des Wohnorts vom Land in die Stadt. Die Tendenz zur Verstädterung steigerte sich zusehends (vgl. Görtemaker 1989: 176). So wohnten im Jahr 1871 noch zwei Drittel der Bevölkerung Deutschlands auf dem Land, aber mit der durchgreifenden Industrialisierung seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte eine rasche Urbanisierung ein. Schon kurz vor dem Ersten Weltkrieg machte die städtische Bevölkerung beinahe zwei Drittel der deutschen Gesamtbevölkerung aus (vgl. Schlumbohm 1983: 62; Born 1966: 272; Cipolla 1976: 18).

Die bäuerlichen Wohnverhältnisse waren zwar nicht komfortabel gewesen, aber schlimmer waren wohl die sehr engen Stadtwohnungen. Außerdem war die Familie in vorindustrieller Zeit als Produktions- und Versorgungsgemeinschaft nicht nur familienorientiert, sondern zugleich in ihrer nach außen gerichteten Funktion als kleines Wirtschaftsunternehmen familienüberschreitend. Noch Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts waren Selbstversorgungsleistungen sehr umfangreich gewesen. Eine ausgedehnte Vorratswirtschaft sicherte die eigene Existenz auch in plötzlichen Notlagen ab. Beides verlangte organisatorische Fertigkeiten insbesondere von den *Hausfrauen*. Doch die Situation änderte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts entscheidend: Eigenproduktion und Selbstversorgung gingen stetig zurück. Ilona Ostner beschreibt, wie sich einher gehend mit der Industrialisierung auch Rationalisierung und Intensivierung der Erwerbstätigkeit und die dadurch bedingte räumliche Separation von Arbeiten und Wohnen sowie eine strikte Rollenteilung zwischen Mann und Frau befestigte. Auch Brunner beschreibt die Sozialform des *ganzen Hauses* als gekennzeichnet durch die Einheit von Produktion und Haushalt, durch die lohnlos mitarbeitenden Familienangehörigen und das in den Hausverband einbezogene Gesinde (vgl. Brunner 1968: 245). Er glaubt im *ganzen Haus* hauptsächlich eine Produktionsteilung anzufinden und erkennt in der Auseinanderentwicklung von Beruf und Hausarbeit eine neue Form geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung: Der Vater geht früh zur Arbeit und kehrt spät zurück, Mutter und Kinder bleiben allein zu Hause.

Dadurch entwickelte sich in der bürgerlichen, städtischen Familie um 1860 ein „Frauentypus“, der einer stark geschrumpften, konsumgerichteten Hauswirtschaft vorstand, allerdings auch geistig in die engen Grenzen ihres Haushalts eingebunden wurde (vgl. Freudenthal 1934: 4-49, 84-100, 131-153). Auch die Vaterposition veränderte sich: Macha weist darauf hin, dass der Hausvater seinen konkreten familialen Bezug verlor (Macha 1999: 21f.).

Durch diese Herauslösung der Berufssphäre aus dem Familienverband wurde der Vater tagsüber von den Kindern ferngehalten. Damit war er gezwungen, einen Teil bislang gemeinsam ausgeübter Erziehung an die Frau zu delegieren. Das neue Idealbild der Familie, welches zur „Verhäuslichung der Frau“ (Ostner 1978: 56) führte, wurde also erst vom Bürgertum „erfunden“ (Kuhn/Rüsen 1983: 168). Dieses Modell hatte für das Bürgertum dann die Funktion,

„neue Stützen des Daseins zu schaffen, die seine Lage erträglich machten. Zugleich vollzog sich der Prozess der Verselbständigung des Bürgertums als soziale Klasse. Insofern war der Entwurf des neuen Familienleitbilds Bestandteil der Legitimierung des sozialen und politischen Führungsanspruchs, insbesondere auch gegenüber dem Adel“ (Rosenbaum 1982: 308).

Es ist verständlich, dass je anstrengender und belastender Arbeitsprozesse wurden, desto stärker auch das Bedürfnis nach Erholung war. Eine wesentliche Bedingung für Ruhe bestand in der Separierung von Erwerbs- und Wohnbereich, die durch die Dualisierung von Arbeits- und Freizeit zusätzlich rückverstärkend gefestigt wurde. Auf Grund dieser Entwicklung – eine zumindest relativ materielle Absicherung vorausgesetzt – konnte sich das *Zuhause* im Lebensstil des Bürgertums ausbilden.⁶ Hier wurde der *bürgerliche* Vater *erfunden*! In der neuen bürgerlichen Familie findet man dann auch eine prononcierte Formulierung der „Geschlechtscharaktere“: Die Frau ist Verwalterin des Hauses, sie verkörpert den privaten Bereich und der Mann bewegt sich als *Weltbürger* im öffentlichen Bereich. Der Mann wird zur – selten anwesenden – Autorität des Hauses. Dennoch erscheint er wieder in der Hausvaterrolle, nur mit wesentlich reduzierter Funktion.

Im Laufe des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts war das neue Familienideal auch in andere Bevölkerungsschichten übernommen worden. Dies war für die Ausbildung der Kleinfamilie von entscheidender Bedeutung, denn das neue Leitbild enthielt im Kern alle wesentlichen Momente eines *modernen* Familientyps (vgl. Rosenbaum 1982: 251). Seine Attraktivität bestand darin, dass den Bürgern eine deutliche und sich zudem verstärkende Status- und Aufstiegsorientierung nachgesagt wurde. Auch die Gründe dafür wurden diskutiert: Im Gegensatz zum Adel, dem wegen seiner Herkunft sowohl Besitz als auch der Zugang zu höheren Ämtern offen stand, war dies dem Bürgertum allein über den individuellen Fleiß und die strenge Leistung möglich. Das bedeutete konkret, die materielle Lebensbedingung einer bürgerlichen Familie hing vom Beruf des Mannes ab, und seine Karriere wiederum im hohen Maße davon, wie er seine Fähigkeiten und Möglichkeiten

6 Schelsky, Helmut: „Der Begriff ‚Freizeit‘ ist das Produkt der die industrielle Gesellschaft konstituierenden Trennung von Arbeitsraum und Heim der Familie“. Zit. nach Nahrstedt (1972: 59).

einsetzen konnte. David Riesman⁷ meint deshalb, diese offene soziale Situation habe die Bürger dazu gezwungen, sich rasch und kontinuierlich Wissen anzueignen und noch darüber hinausgehend persönliche Begabung zu entwickeln. Dieses Statusstreben, später abschätzig als „Bildungsbürgertum“ apostrophiert, rückte mit einer Kultur der Bildung, der Beharrlichkeit, des Leistungswillens und des Erfolgsstrebens gegen die eigene Herkunft an. Fleiß sollte zusammen mit der „Tiefe des Gefühls, Versenkung ins Buch, Bildung der einzelnen Persönlichkeit“ (Elias 1962: Bd. 1, 21) für den Wert eines Menschen von ausschlaggebender Bedeutung sein – nicht mehr seine Abstammung.

In diesen Zusammenhängen entwickelte sich eine neue Variante des Vaterbildes im Bürgertum: der Erfolgreiche, der stolz auf seine Leistung ist und Nachahmung von seinem Sohn erwartet. Jedoch trifft ihn eine gegensätzliche Reaktion, weil er durch seine Rigidität und seinen übertriebenen Stolz den Sohn geradezu in die Opposition treiben muss, – ein Phänomen, das sich dann um die Wende zum 20. Jahrhundert deutlich in der Literatur niederschlägt, etwa in Walter Hasenclevers „Der Sohn“ (1914).⁸

Mit dieser Epoche begann eine neue romantische Ära, in der die affektbetonte Verbindung zwischen den Ehegatten auch das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern beeinflusste. Sie wurde höher geschätzt als in den Jahrhunderten zuvor, so dass die Eltern-Kind-Beziehung dadurch eine neue Qualität erhielt: Kinder wurden in den gefühlvollen Binnenraum der Familie einbezogen und entsprechend geschätzt (vgl. Rosenbaum 1982: 282).

Auch die Kindersterblichkeit ging zurück (vgl. Schlumbohm 1983: 29-34; Shorter 1977: 231).⁹ Für die bürgerlichen Eltern bedeutete dies auch das Ende – der von Ariès (1984) beschriebenen – abweisenden Haltung gegen die Kinder, besonders was die gefühlsmäßige Absicherung der Mutter gegen den schon zu erwartenden Verlust mehrerer ihrer Kinder betraf. Jetzt, nach dem Rückgang der Kindersterblichkeit, sei es ihr leichter gefallen, sich den Kindern mit Zärtlichkeit zuzuwenden, schreibt Elisabeth Badinter (1984: 61). So wurde es wieder üblich, dass die bürgerliche Mutter selbst stillte, und zwar durchweg mit ausdrücklicher Billigung des Vaters (DeMause 1977: 570), der ihr dies rechtlich auch hätte verwehren können.

Andreas Flitner und Walter Hornstein betonen in diesem Zusammenhang, dass Eltern immer mehr ihre Aufgaben um das Kind organisierten, weil es in den Bereich ihrer Aufmerksamkeit rückte. Es sei auch die Bedeutung gestiegen, die seiner Erziehung zukam.

7 In diesem Sinne verkörpert der Bürger als erster eine ich-starke Persönlichkeit, den Typus des „innengeleiteten Menschen“ im Sinne von Riesman (1963: 32).

8 So auch Kafkas „Brief an den Vater“.

10 Den Rückgang der Sterberate unehelich geborener Kinder im späten 19. Jahrhundert erklärt Shorter (1977: 110) mit dem Anstieg von Abtreibungen.

Doch es darf nicht übersehen werden, dass keineswegs nur Sentimentalität ausschlaggebend war, denn Erziehung erhielt ihre zentrale Bedeutung vor allem deshalb, weil die Bürger den sozialen Aufstieg durch eigene Leistung erarbeiten mussten. Damit waren Erziehung und Bildung verstärkt auch in die Verantwortung des beruflich nach außen orientierten Vaters getreten (Flitner/Hornstein 1964: 323f.). Es fehlte ihm jedoch eine auch öffentlich legitimierte Gestalt für die Erziehung seiner Söhne und Töchter: die Pädagogen. Diese sollten nun an seiner Stelle die väterlichen Erziehungs- und Bildungsaufgaben durchführen, da es ihm durch seinen Beruf bedingt nicht möglich war.

Anne Klein stellt eine interessante These auf, wenn sie den Pädagogen die Entwicklung zuschreibt, welche die Frau für die notwendig gewordenen Aufgaben innerhalb der Familie gewissermaßen verpflichtet haben (vgl. Klein 1980: 76). Denn erst mit der Durchsetzung institutioneller Erziehung und Bildung in der Schule konnte der Vater seinem Erziehungsgeschäft fern bleiben. Die Hausfrau jedoch konnte ihre Erziehungsverantwortung nicht abgeben. Mit dieser Separierung der inneren und äußeren Sphäre, mit dem *Haus der Frau* und der *Berufswelt des Mannes*, hat die Ausschließung des Vaters aus der familiären Erziehung und mit ihr die (Über-)Betonung der Mütterlichkeit ihren Anfang genommen (vgl. Knapp 1984: Bd. 2, 186-187, 203).

Shorter (1977: 294ff.) widerspricht Klein darin. In seiner neomarxistischen Gesellschaftskritik nimmt er an, dass der Kapitalismus durch die Einbeziehung der Arbeitskraft in die Marktwirtschaft eine Wirkung auf die romantische Liebe ausübte und dass der wirtschaftliche Egoismus zum kulturellen Egoismus geführt hat und damit die persönliche Befriedigung wichtiger als das Gemeinwohl geworden ist. Daraus zieht er den Schluss, dass die Mutterliebe innerhalb der kapitalistisch-liberalen Ideologie¹⁰ der Industrialisierung ebenfalls eine gesellschaftsstabilisierende Funktion erhielt.

Nach der *Selbstausschließung* des Vaters aus der Erziehung seiner Kinder begegnen wir dem Ideal einer im Wesentlichen auf die Frau konzentrierten Familienkonzeption immer wieder. Rosenbaum (1982: 252) ergänzt dazu, das neue Leitbild der Mutter sei vom Bürgertum in einer Zeit entwickelt worden, als sich dieses noch in einer verunsichernden sozialen Situation befand. Das Bürgertum reagierte flexibel, in dem es sozial prekäre Situationen durch neue Entwürfe zu bewältigen versuchte. So profilierten sich im Laufe der Zeit bürgerliche Vorstellungen als eine Art prägende soziale Kraft für die Städter. Diese Vorstellung begann in der Biedermeierzeit, als die Bürger einen wahren Familienkult pflegten. Allmählich ist das Familienideal des Biedermeiers dann auch für andere Bevölkerungsschichten attraktiv geworden.

10 ‚Ideologie‘ wird hier als notwendig falsches Bewusstsein verstanden, welches den materiellen Lebensbedingungen entspringt.

3. Historische Vatertheorien

Das Problem, mit dem sich die vorliegende Arbeit beschäftigt, liegt nun darin, dass sich die *Verfallsgeschichte* des Vaters, wie sie etwa von Lenzen (1991) beschrieben wird, ausschließlich auf einen diskursiven Raum bezieht und innerhalb eines vor allem auf interpretative Prozeduren ausgerichteten Schreibens entstanden ist, d.h., dass sie nicht durch empirische Fakten bestätigt werden kann. Infolgedessen wird hier dargestellt, warum sich die pädagogische Vaterforschung in einem diskursiven Feld mit fehlendem Bezug auf historische oder psychologische Faktizitäten bewegt.

Die Frage, worin die Konsequenzen daraus für eine kritische Vaterforschung bestehen, kann am Aufklärungsdiskurs des 19. Jahrhunderts verdeutlicht werden. Dort entstand die Vorstellung einer teleologisch ausgerichteten, kontinuierlichen Weiterentwicklung der Menschheit. Diese Blickrichtung hat sich bis heute gehalten und mit ihr auch der Wunsch, das Vergangene mit Hilfe der historischen Forschung zu erklären, um daraus Schlüsse für unsere Gegenwart zu ziehen. Die *soziale Realität* wird dabei jedoch als eine von Diskursen (vgl. Foucault 1979, 1981) unabhängige Tatsache verstanden. Das ist ein methodisches Problem und wird hier ausführlich diskutieren, denn diese Sicht verleitet innerhalb der Vaterforschung zu fehlerhaften Argumentationen, etwa: Weil die heutigen *realen* Väter nicht den *Vaterbildern* entsprechen, wie wir sie aus Darstellungen vom *traditionellen* Vater kennen, habe sich Vaterschaft im Laufe der Jahrzehnte bzw. Jahrhunderte gewandelt und diese Wandlung sei in erster Linie negativ verlaufen. Autoren, die so argumentieren, stützen sich damit nicht auf historische Fakten, sondern setzen Diskurse als Tatsachen an ihre Stelle. Dabei werden die Produktionsprozesse von Wissen weder kritisch reflektiert, noch analysiert, sondern die in Diskursen hergestellte Norm des *traditionellen* Vaters wird akzeptiert.

Eine historiographische Bearbeitung des Themas lässt sich mit der diskursanalytischen Betrachtung dann sinnvoll in einen Zusammenhang bringen, wenn man den Vaterdiskurs als grobe Orientierung an die Vorstellungen nimmt, die einem in diesem Thema begegnen. Es bedarf deshalb für die angemessene Interpretation des Vaterdiskurses einen vergleichenden, jedoch kritisch-distanzierten Blick auf die vorhandenen geschichtlichen Darstellungen und der anschließende sozialhistorische Überblick ist daher notwendig.

Soziologische Theorien zur Entwicklung von Familie und zur Rolle des Vaters gehen davon aus, dass in vorindustrieller Zeit die Form der Großfamilie dominierte und mit Einsetzen der Industrialisierung und Verstädterung eine Reduktion zur modernen Kleinfamilie erfolgte (vgl. Mitterauer 1991: 46). Die Kritiker dieser Theorie sprechen in diesem Zusammenhang von einer „Romantisierung“ der Großfamilie (vgl. Shorter 1977: 46). Gemeint sind dabei vor allem die Form der Betonung väterlicher Autorität und damit

zugleich die Legitimierung von autoritären politischen Bewegungen. Einer der Kritiker ist Mitterauer:

„Die Verklärung der patriarchalischen Großfamilie und der mit ihr verbundenen Abhängigkeitsverhältnisse idealisiert dann im Gegenwartsinteresse [die] als historisch angesehenen Vorbilder. ... Neben der latenten Demokratiefeindlichkeit sind es vor allem antiemanzipatorische Ideen hinsichtlich der Stellung der Frau. In der streng männnerrechtlichen Ordnung der paternalistisch strukturierten Großfamilie kommt ihr nur ein minderberechtigter Platz zu.“ (Mitterauer 1991: 48)

Gleichfalls zweifelt Mitterauer an der Existenz einer patriarchalischen Familienhierarchie, auch wenn sie generell angenommen wird, weil sie nicht über alle Familienformen historisch nachweisbar ist. Die meisten Studien zur Geschichte der Väter oder des Patriarchats könnten voller ideologischer Implikationen sein und propagandistische Meinungen wiedergeben, nicht aber Tatsachen belegen.

Von anderer Seite kritisiert Ute Gerhard den Begriff „Patriarchat“. Trefender sei die Bezeichnung „Patriarchalismus“ (Gerhard 1993: 12f.). „Patriarchat“ gelte nur für die Beschreibung eines Herrschaftsgefüges, nicht aber für die eines gesamten Gesellschaftssystems. Und vielleicht ist das angeblich unter einem *Pater familias* stehende *ganze Haus* sogar nichts weiter als ein „Mythos, der Spezielles generalisiert und im Interesse sozialpolitischer Zielvorstellungen der Gegenwart idealisiert“ (Mitterauer 1991: 49).

In der Tat ist es problematisch, *die* eine Geschichte des Vaters schreiben zu wollen und dennoch wird vor allem in der Pädagogik Vaterschaft als historisch eindeutig fassbares Phänomen darzustellen versucht.¹¹ Man kann sich dennoch beim vorliegenden Thema einer historischen Betrachtung schwer entziehen, schon deshalb, weil für eine sinnvolle Analyse der hier untersuchten Diskurse eine Skizzierung sozialgeschichtlicher Eckdaten dazu gehört (vgl. Jäger 1999: 140f. u. 2001), daher war ein kurzer Exkurs im vorausgegangen Kapitel notwendig.

Die Gefahr liegt eher in einer methodisch unkritischen Vaterforschung. Etwa werden oft aus umfangreichen Textkorpora verschiedene Belege für eine bestimmte Entwicklung entnommen, die in ihrer Kombination ein einheitliches Bild einer *Geschichte der Väter* suggerieren. Heikel daran ist einerseits der historische Wert solcher Darstellungen und andererseits, dass damit durchaus sozialpolitische Intentionen verfolgt werden. Die Problematik wird noch verstärkt durch eine Geschichte aus *zweiter* oder gar *dritter* Hand. Das Problem ist für die Erziehungswissenschaft in dem Zusammenhang kein primär historiographisches, sondern es liegt in der Art, wie sich Autoren und Autorinnen auf Positionen in ihrer Argumentation festlegen und welche

11 Selbst in empirischen Studien fehlt sie nicht. Vgl. an aktuellen Veröffentlichungen: Werneck (1998: 5ff.) für die Psychologie und Stiehler (2000: 69ff.) für die Erziehungswissenschaft.